



Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung 1/2021

Quinn Slobodian: Globalisten. Das Ende der Imperien und die Geburt des Neoliberalismus.

Berlin: Suhrkamp, 2019, 523 S., ISBN: 978-3-518-42903-7

Der Begriff des Neoliberalismus hat fast schon eine verschwörungstheoretische Dimension erreicht. Ihm Kontext der sich kritisch verstehenden soziologischen und politischen Theorie sammeln sich in ihm alle negativen Eigenschaften eines westlichen Kapitalismus, dessen Wirkungen die Globalisierung zum Schreckensszenario machen: ökonomische Ausbeutung, Profitlogik, transnationale Großkonzerne, ökologische und soziale Rücksichtslosigkeit. Die Begeisterung über Globalisierung, Vernetzung und das Zusammenwachsen der *one world* ist nur noch ein fernes unverständliches Echo aus den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts.

Neoliberalismus steht für Politiken der Deregulierung, Steuersenkung und der Beschränkung von Staatsaufgaben insgesamt, um möglichst viel der alleinseligmachenden unsichtbaren Hand des Marktes zu überlassen. Dass ein Nachtwächter als Staat eher Unheil als Segen bringt, haben die Banken- und Finanzkrise, die Eurokrise oder auch Fälle wie der Wirecard-Skandal mittlerweile eindrucksvoll gezeigt. Insofern scheint die Zeit eines naiven Neoliberalismus lange vorbei, denn kaum jemand kann sich der Einsicht verschließen, dass die andauernde Revolution des Kapitalismus immer neue rechtliche Rahmungen, staatliche Eingegungen und internationale Schranken benötigt.

Allerdings haben liberale Ökonomen stets damit gefremdelt, dass Wirtschaftslenkung nicht allein wissenschaftlich, sondern politisch begründet werden muss. Neoliberalismen treten immer dann auf den Plan, wenn alte Orthodoxien an ihr Ende gelangen – und starteten verheißungsvoll: ob als Sozialliberalismus und Überwindung des Laissez-faire, als Ordoliberalismus oder als genuin antitotalitärer und wohlfahrtsstaatkritischer Neoliberalismus, dessen Ursprung im mythischen Walter-Lippmann-Colloquium verortet wird und der sich dann in der sagenumwobenen Mont Pèlerin Society institutionalisiert hat. Letzterer gilt spätestens seit Foucaults ingenieurer Liberalismus-Deutung als Keimzelle der heutigen Form.

Die innovative Studie von Quinn Slobodian bietet dagegen eine alternative Interpretation, die den Neoliberalismus als Suche nach einer weltpolitischen Governance versteht und in ihm die Reaktion auf den Zerfall der Kolonialreiche erkennt. In diesem Kontext gerät eine Reihe von Ökonomen der Zwischenkriegszeit ins Visier, die eben nicht nur in volkswirtschaftlichen Modellen dachten, sondern supranationale Organisationsformen avisierten, um die liberale Idee des Freihandels politisch abzusichern und die westliche Kulturhegemonie zu retten. Aus den Trümmern der Habsburgermonarchie entwickelten sie Vorstellungen eines „Ordoliberalismus“.



Slobodian ruft dem Leser zum einen die kreativen Zentren liberaler Denker in Wien und Genf in Erinnerung, wo Ludwig von Mises, Gottfried Haberler, Wilhelm Röpke, Lionel Robbins und Friedrich Hayek nicht lediglich als Wissenschaftler vor sich hindachten, sondern durchaus Einfluss auf den Aufbau internationaler Institutionen wie den Völkerbund und die Welthandelsorganisation (WTO) nahmen. Genf, nicht Chicago, wird zum geistigen Ort der neoliberalen Globalisten. Ihnen lag an der Verrechtlichung internationaler Politik, um verlässliche Bedingungen für eine internationale Ökonomie zu schaffen.

Slobodian zeigt, dass der vielfach als nobilitierend empfundene Einsatz für internationale Institutionen keineswegs umstandslos mit einem kosmopolitischen Normativismus gleichgesetzt werden kann. Vielmehr lassen sich darin häufig Vorwegnahmen von Governance-Konzeptionen erkennen, die politische Verantwortlichkeiten an Eliten einer Wissensgesellschaft delegieren und demokratischer Kontrolle entziehen – ein Muster, das für rezente Debatten um die EU, die WTO, die UNO und zahlreiche weitere föderale Verbünde bestimmend bleibt.

Slobodians Buch ist eine durch und durch inspirierende Lektüre, gerade weil viele Passagen zum Widerspruch reizen und weil er seine Grundthese von der Durchsetzung einer liberalen Governance auf Basis der Ideen des Neoliberalismus überdehnt. Vier kontroverse Aspekte möchte ich herausgreifen:

Erstens ist das ganze Buch vom Thema liberaler Demokratieskepsis durchzogen. Slobodian zeigt, dass es den von ihm so apostrophierten Globalisten darum ging, Wirtschaftspolitik vor dem demokratischen Souverän abzuschirmen, um als platonische Gesetzgeber ein vernünftiges Regelwerk zu entwerfen. Nicht nur kulminierte dieser Ausschluss von demokratischen Begehrlichkeiten in einer Welt der Völker ohne Volk. Auch dienten die Menschenrechte den Globalisten lediglich als strategisches Substitut für demokratische Legitimation. Wenn Slobodian dem Neoliberalismus – und damit implizit dem Liberalismus insgesamt – diese durchgängig antidemokratische Volte zuschreibt, tendiert er doch zur Vereinseitigung und Vereinfachung. Immerhin zeigt sich seit der Amerikanischen Revolution, dass die Begrenzungen der Demokratie durch die Verantwortlichkeit repräsentativer Institutionen und den Föderalismus adäquate Mittel sein können, um neue Legitimationsmodelle zu entwickeln. Und die Menschenrechte blieben im Kalten Krieg Referenz und Integrationsmedium zugleich, weil sie mit dem Anspruch auf Demokratie in Einklang zu bringen waren.

Zweitens wünscht man sich einen etwas differenzierteren Blick auf die liberalen Weltordnungsmodelle. Zwar lehrt uns der postkoloniale Blick, dass die Denker der Zwischen- und Nachkriegszeit häufig genug in eurozentrischen und mitunter rassistisch imprägnierten Kategorien dachten. Aber die neuartigen Vorstellungen von einer atlantischen Zivilisation oder einem vorsichtig dekolonisierten Eurafrika sind eben vor dem Hintergrund weltpolitischer Transformationen zu verstehen, die nur bedingt einem genuin liberalen Paradigma zuzuschreiben sind, zumal ganz verschiedene nationale Interessen der ehemaligen Kolonialmächte Frankreich und Großbritannien hier hineinspielen.

Drittens liegt in der Vielfalt des aufgerufenen Personaltableaus das kaum beherrschbare Problem, den vermeintlichen Neoliberalismus der „Globalisten“ auf einen Nenner zu bringen. Deutlich wird dies beispielsweise an Moritz Julius Bonn, dessen frühe und grundlegende Kritik am Kolonialismus der Verfasser ebenso wenig sieht wie seinen Einsatz für die Demokratie (S. 139-144). Bonn hielt zwar in klassisch liberaler Weise den Welthandel für das Instrument einer pazifizierenden Verflechtung der Nationen, ließ aber keinen Zweifel daran, dass der Kapitalismus in parlamentarischen Demokratien seine Tauglichkeit für das Gemeinwohl beweisen müsse. Sein Leitbild war ausdrücklich ein „demokratischer Kapitalismus“, dessen politische Gestaltung „Methoden bürgerlichen Regierens“ unterworfen bleiben sollte.

Die Bedeutung Wilhelm Röpke, dem der Autor eine besonders eindrückliche Passagen seines Buches widmet, eignet sich *viertens* nicht unbedingt zur Illustration des neoliberalen Paradigmas. Slobodian befasst sich ausführlich mit seiner sich verschärfenden Kulturkritik, seinem Rassismus – vor allem hinsichtlich der Unterstützung für das südafrikanische Apartheidregime. Dass der frühe Röpke hingegen zu den couragiertesten Verteidigern der Weimarer Republik zählte und viel vehementer als Walter Eucken oder Alexander Rüstow die parlamentarische Demokratie verteidigte, deutet auf einen geistigen Wandel hin, dessen Gründe nicht weiter behandelt werden. Röpke entfernte sich vom liberalen Mainstream und irritierte mit seinen Positionen ehemalige Weggefährten. Dem Autor kommen selbst Zweifel an der Repräsentativität seiner Zentralfigur (Röpke ist der am häufigsten erwähnte „Globalist“ im gesamten Werk), denn wie er selbst eingesteht, hatte die von ihm „vertretene Variante des Neoliberalismus [...] wenig mit dem in diesem Buch untersuchten universalistischen Globalismus gemein“ (S. 246). Gleichwohl verrate paradoxerweise „Röpkes anklagender Ton [...] das Gefühl der Machtlosigkeit, unter dem die Universalisten Ende der fünfziger Jahre litten“ (S. 278).

Der Fall Röpke erklärt manche Schieflage in Slobodians Argumentation, die ihrem Gegenstand mitunter Gewalt antut. Weder findet der mit den vermeintlichen Neoliberalen eng verquickte *Cold War Liberalism* einen eigenen Platz (z.B. Raymond Aron oder die ganze Corona der US-Intellektuellen von Arthur Schlesinger bis Daniel Bell), noch wird das ambivalente Verhältnis der Neoliberalen zum Antipoden John Maynard Keynes problematisiert.

Slobodian zeigt die ganze Stärke einer kontextsensiblen ideenhistorischen Forschung in den dichten Kapiteln der ersten Buchhälfte bis zur formativen Phase des Kalten Krieges, als der Systemkonflikt, die Neuordnung Europas und die Spekulationen über eine postkoloniale Welt Anlass für inspirierte Theorieproduktion gaben. Vor allem regt seine Studie dazu an, einerseits innerhalb der konkurrierenden Liberalismen genauer zu unterscheiden sowie andererseits den praktischen Auswirkungen und der politischen Nutzbarmachung von Ideen mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Erst dann werden der konzeptuelle Anspruch, die Fragilität und die normative Standfestigkeit deutlich, die eine angestrebte Balancierung von liberaler Demokratie, Kapitalismus und Wohlfahrtsstaatlichkeit im internationalen Maßstab benötigt.

München

Jens Hacke



**ARCHIV DES
LIBERALISMUS**

Friedrich Naumann Stiftung
Für die Freiheit.

in Kooperation mit



recensio.net